

Klausur zur DSH

Teil 1: Verstehen und Bearbeiten eines Hörtextes

Wie Wilhelm Grimm das Märchen erfand

Überall auf der Welt gibt es Märchen. Aber keine Sammlung, abgesehen von den Erzählungen aus *Tausendundeiner Nacht*, ist so berühmt geworden wie die *Kinder- und Hausmärchen* von Jacob und Wilhelm Grimm. Schon bald nach ihrem ersten Erscheinen 1812 wurden die Märchen in ganz Europa übersetzt. Ende des 19. Jahrhunderts gelangten sie nach Japan und in die USA. Heute sind sie der Inbegriff dessen, was man Märchen nennt. Das Bild, das die Welt von den Deutschen hat, ist von *Grimms Märchen* entscheidend geprägt: vom Froschkönig, der ein Prinz ist; vom bösen Wolf, der die Geißlein frisst; von der Stiefmutter, die Schneewittchen vergiften will. Und die Hecke, die Dornröschens Schloss umwuchert, der tiefe deutsche Wald, in dem Hänsel und Gretel sich verirren – das sind Bilder, die man überall auf der Welt kennt.

Diese anheimelnd unheimliche Bilderwelt halten wir, vielleicht gar mit einem gewissen Stolz, für typisch deutsch. Wir glauben, es handele sich dabei um ganz ursprüngliche, aus der Tiefe der Volksseele stammende Geschichten. Wir vermuten darin eine besonders authentische Literatur.

Man kann aber mit guten Gründen das Gegenteil behaupten:

1. die meisten der Grimmschen Märchen sind gar nicht deutsch und
2. sie wurden in der uns so vertrauten Form von den Grimms erfunden – vor allem von Wilhelm, dem Jüngeren der beiden. Meist stellt man sich vor, die Brüder seien durchs Land gereist, hätten sich von der Köchin eines Wirtshauses oder einer Dienstmagd Märchen erzählen lassen und sie genau so aufgeschrieben. Doch so war es keineswegs.

Jacob und Wilhelm waren keine fahrenden Feldforscher, sondern Bibliothekare, lange Zeit in Kassel, später in Göttingen, dann lehrten sie als Professoren in Berlin. Sie verließen ihre Studierstube nur, wenn es sein musste. An die Märchen kamen sie über Mittelsleute, die sie aus ihrem Bekanntenkreis gewannen. Zumeist waren das Frauen aus gebildetem Hause, etwa die Schwestern Hassenpflug in Kassel, deren Mutter hugenottischer Herkunft war. Bei ihnen zu Hause sprach man

Französisch, und es ist offenkundig, dass die Märchen, die sie den Grimms erzählten, in der Mehrzahl aus dem Umkreis der berühmten Sammlung von Charles Perrault stammten. Jedenfalls haben scheinbar urdeutsche Märchen wie *Dornröschen*, *Der gestiefelte Kater*, *Rotkäppchen*, *Aschenputtel* oder *Hänsel und Gretel* allesamt französische Vorbilder. Was wiederum nicht heißt, sie wären »urfranzösisch«. Die Überlieferungswege liegen meist im Dunklen, manche führen zurück bis in die Antike, andere nach Persien, von da nach Indien.

Die Grimms hatten ihre Texte aus zweiter oder dritter Hand. Einige entnahmen sie, wenig zimperlich, alten Anthologien, vergessenen Schriften des Barock oder dem *Pentamerone* des Giambattista Basile. Ihre Leistung besteht darin, diesen Vorlagen einen eigenen Ton, eine einheitliche Gestalt gegeben zu haben. Sie haben die Märchensprache, die uns wie eine natürliche Sprache vorkommt, konstruiert. Wer ihre Überarbeitungen mit den Vorlagen vergleicht, erkennt das leicht: Ihre Sprache ist poetischer geworden, sie fingiert Volkstümlichkeit, sie ist angereichert mit den Alltagsweisheiten und regionalen Redewendungen, etwa mit dem hessischen »Ei, freilich«. Es war Wilhelm, der solche Verschönerungen gegen Jacob, der sie für unwissenschaftlich hielt, durchgesetzt hat. Er war es, der für die Texte den idealen Märchenton gefunden hat.

Das Märchen vom *Froschkönig* zum Beispiel beginnt in der ersten handschriftlichen Fassung von 1810 so: »Die jüngste Tochter des Königs ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Darauf nahm sie eine goldene Kugel und spielte damit, als diese plötzlich in den Brunnen hineinfiel.« Das nun ist der Stil eines Berichts, wie er nüchterner kaum gedacht werden kann. Er rechnet damit, dass die folgende Szene mit dem Frosch ihre Wirkung erzielt. Wilhelm Grimm hat darauf nicht vertraut, sondern eine entschlossene Literarisierung betrieben, die in der Auflage von 1857 ihre perfekte Gestalt gefunden hat:

»In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, dass die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen: Wenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des

kühlen Brunnens: Und wenn es Langeweile hatte, so nahm es eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war sein liebstes Spielwerk. Nun trug es sich einmal zu, dass die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel ...«

Man sieht, wie Wilhelm aus glanzloser Prosa jene Märchenpoesie hervorzaubert, die wir alle kennen. Er beschenkt uns mit dem berühmten Einleitungssatz »In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat...«; er reichert die Geschichte mit romantischen Motiven an, mit dem großen dunklen Wald, mit der alten Linde; er greift zur Verniedlichung (»Händchen«) und zur metaphorischen Steigerung: Das Königskind war so schön, »dass die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien«.

Ähnlich ist Wilhelm in vielen Fällen verfahren. Er hielt aber an der Fiktion des Volksmärchens fest. In seiner Vorrede sagt er: »Wir haben keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten.«

Zu Beginn war das Buch gar nicht ausschließlich für Kinder gedacht. Aber je erfolgreicher es wurde, je mehr es in die Familien Einzug hielt, desto mehr wurde kritisiert, dass die teilweise grausamen Geschichten für Kinder nicht geeignet seien.

Das änderte Wilhelm und er reinigte die Geschichten auch von allzu erkennbarer Erotik. In einer frühen Fassung von *Rapunzel* wird die Schwangerschaft des Mädchens im Turm deutlich angesprochen, was Wilhelm später wegließ; und im *Froschkönig* fällt der Frosch, nachdem ihn die Prinzessin an die Wand geworfen hat, als nackter Mann in ihr Bett: »Und lag darin als ein junger schöner Prinz, da legte sich die Königstochter zu ihm.« Auch das hat er gestrichen.

Wilhelm hat am Ende all das Brutale und Groteske daraus entfernt, das es im Volksmund durchaus gibt. Das Brutale und Groteske ist ein Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese änderten sich damals rapide, als die Grimms ihren Blick in die Vergangenheit richteten. Die Industrialisierung kam über die bürgerliche Gesellschaft wie ein Orkan. Sie kehrte das Unterste zuoberst. Und die Menschen suchten Zuflucht in Geschichten aus Zeiten, als das Wünschen noch half, als es noch keine Dampfmaschinen gab, sondern nur vergleichsweise harmlose Hexen und Feen. Mit ihren Märchen lieferten die Grimms das Hausbuch

alternativer Wirklichkeiten. Und wenn es nicht gestorben ist, so lebt es noch heute.

(6.945 Zeichen mit Leerzeichen)

Nach: Ulrich Greiner, Wie Wilhelm Grimm das Märchen erfand. ZEIT ONLINE vom 11.12.2009. Im Internet unter: <http://www.zeit.de/2009/51/Maerchen-Wilhelm-Grimm> (zuletzt gesehen am 6.06.2013)